

UNBIAS THE NEWS

WARUM JOURNALISMUS
VIELFALT BRAUCHT.



UNBIAS THE NEWS

*Warum Journalismus
Vielfalt braucht.*

Chefredakteurin

Tina Lee

Redakteur*innen

Mohammad Bassiki

Priyanka Borpujari

Piotr Drabik

Tabea Grzeszyk

Esther Nakkazi

Henrique Kugler

Purple Romero

Ali Shehab

Hannah Spyksma

Qian Sun

Tabapsi Tagne Timothée Parfait

Übersetzung und Lektorat

Tabea Grzeszyk

André Grzeszyk

Oliver Krull

Sarah Pepin

Julia Schell

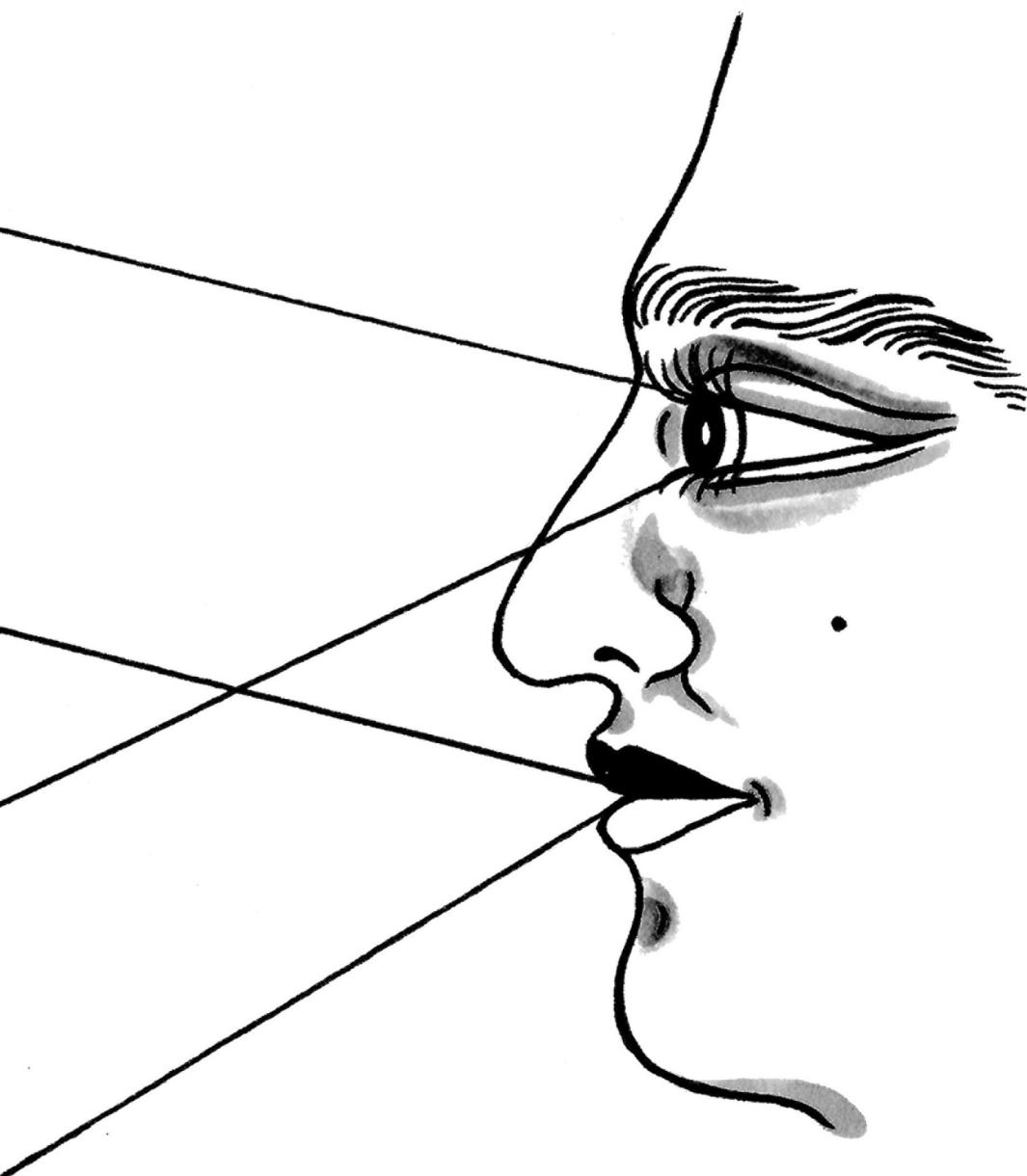
Bettina Seifried

Gabriele Schneider

Markus Schneider

Margret Trebbe-Plath

Anne Vonderstein



Unbias The News

Warum Journalismus Vielfalt braucht.

© Copyright 2019

Gedruckt in Lettland / Livonia Print / Riga

Layout / Design: Andy Wilke

Illustrationen: Moshtari Hilal

Alle Rechte vorbehalten.

Text:

Hostwriter gUG (haftungsbeschränkt)

c/o Haus K166

Karl-Marx-Straße 166

12043 Berlin

Mehr Infos unter:

www.hostwriter.org

www.unbiasthenews.org

ISBN: 978-3-948013-04-2

Verlag:

CORRECTIV – Verlag und Vertrieb

für die Gesellschaft UG

(haftungsbeschränkt)

Huyssenallee 11

45128 Essen

Handelsregister Essen

HRB 26115

Geschäftsführer:

David Schraven, Simon Kretschmer

Mehr Infos unter:

shop.correctiv.org

Die in diesem Buch enthaltenen Informationen und
Ansichten sind die der Autor*innen und spiegeln
nicht unbedingt die Meinung von Hostwriter wider.

INHALT

- 6** Vorwort
— *Tabea Grzeszyk*
- 12** Auf die Sprache kommt es an
— *Tanya Pampalone*
- 22** Ein großer Name macht noch
keine große Nachricht
— *Kolawole Talabi*
- 30** Raubtiere im Newsroom
— *Anuradha Sharma*
- 38** Durch die Brille des
Orientalisten
— *Emran Feroz*
- 44** Die Geschichte hinter der
offiziellen Version
— *Mónica Baró Sánchez*
- 50** Nichtbinärer Journalismus
— *Bex vanKoot*
- 58** Die verlorene Stimme
— *Marielba Núñez*
- 64** Keine Objektivität ohne Vielfalt
— *Ali Shehab*
- 70** Weiße Flecken auf der Land-
karte der Wissenschaft
— *Laura Vargas-Parada*
- 76** Maschinen mit Vorurteilen
— *Christina Elmer*
- 84** Ohne Anschluss
— *Priscila Pacheco*
- 90** Whitewashing im Sport-
journalismus
— *Amber D. Dodd*
- 98** Warum uns die „Objektivität“
kaputt macht
— *Chinula Mandla*
- 104** Kann ich mir jemals leisten,
„Nein“ zu sagen?
— *Irene Caselli*
- 112** Bekenntnisse eines
Fallschirmjournalisten
— *Daniel Bates*
- 118** Vertrauen Sie Ihren Fixer*innen!
— *Jelena Prtorić*
- 124** Ein mühevoller Neustart
— *Asma Abidi*
- 130** Mythos Ausländerkriminalität
— *Ahmad Sabri*
- 138** Keine Zeitung für Deine Mutter
— *Shona Yang*

VORWORT

Haben Sie jemals eine journalistische Chance verpasst, weil Ihnen kein Visum für die Reise erteilt wurde? Mussten Sie schon einmal ein Interview abbrechen, weil Ihr Protagonist begonnen hat, mit Ihnen zu flirten? Wurden Sie jemals aus der Autorinnenzeile gestrichen, weil Ihre Kollegin Sie als Fixerin betrachtet hat? Hatten Sie schon einmal Schwierigkeiten, hochrangige Gesprächspartner*innen zu gewinnen, weil diesen Ihr Publikum nicht wichtig war? Haben Sie jemals eine Information verschwiegen, weil die Veröffentlichung Ihre eigene Sicherheit oder die Ihrer Familie beeinträchtigt hätte?

Mit diesen Fragen haben wir im Mai 2019 im Namen meiner Organisation „Hostwriter“ ein „Unbias the News“-Panel beim Internationalen Journalismusfestival in Perugia eröffnet. Ein journalistischer „privilege walk“, bei dem sich alle Panel-Teilnehmer*innen und ein Guest aus dem Publikum an einer Linie aufstellten und jeweils einen Schritt zur Seite traten, wenn sie die Frage mit „Ja“ beantworteten; bei einem „Nein“ blieben sie stehen. Am Ende der fünf Fragen standen wir im Palazzo Sorbello kreuz und quer verteilt im Raum, manche hatten sich mehrere Schritte zur Seite bewegt, manche weniger – aber niemand war mehr an derselben Stelle.

Was wir mit dieser Übung zeigen wollten: Wir alle sind Journalist*innen, doch wir haben unterschiedliche Privilegien, die mit darüber entscheiden, was wir wahrnehmen und worüber wir berichten können. Wir alle recherchieren, führen Interviews und überprüfen Fakten, doch wir sehen die Welt aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Viele werden ausgegrenzt. Es macht einen Unterschied, ob wir weiß, schwarz oder braun sind, männlich, weiblich oder queer, ob wir auf Englisch, Spanisch oder Chinesisch publizieren, ob wir im Land der Berichterstattung geboren, dorthin migriert oder geflohen sind, ob wir jung oder alt sind, eine körperliche oder geistige Behinderung haben, ob wir aus einer Akademiker*innen- oder aus einer Arbeiter*innenfamilie stammen. Denn der persönliche Hintergrund hat Einfluss darauf, welchen Zugang wir zu Themen und Protagonist*innen haben, wie wir Fakten interpretieren, welche Geschichten uns ins Auge springen – und welche wir übersehen. Und die Summe unserer Privilegien entscheidet mit, ob unsere Recherchen Gehör finden oder nicht.

Das alles steht in scharfem Widerspruch zu einem Journalismus, der sich als neutral, objektiv und unabhängig versteht. Für den die einzelnen Journalist*innen keinen Körper, kein Geschlecht und keine Geschichte haben, da sie als unabhängige Beobachter*innen das Weltgeschehen vermeintlich von außen betrachten. Doch eine objektive Perspektive

aus dem Nichts, einen „view from nowhere“, gibt es nicht. Tatsächlich kommt in der internationalen Berichterstattung überwiegend die Weltsicht weißer Männer zum Ausdruck. Im Jahr 2018 waren in den USA 77,4 Prozent der Journalist*innen weiß und zu 59 Prozent männlich¹. Die letzten Zahlen aus Großbritannien von 2016 ergaben 94 Prozent weiße Journalist*innen, davon 55 Prozent männlich². Das macht weiße Männer noch lange nicht zu schlechten Journalisten. Doch es macht sie wenig repräsentativ für die Gesellschaften, über die sie berichten. Wie alle Menschen haben auch Journalist*innen unbewusste Vorurteile, stereotype Annahmen und nationale oder kulturelle Vorstellungen, die ihren Blick auf die Welt einfärben³. Für eine vielfältigere Berichterstattung zu kämpfen ist daher keine Frage der politischen Korrektheit. Es ist eine Frage der Qualität. Journalismus kann es sich nicht leisten, dass die Perspektiven etwa von Frauen oder People of Color bis heute dramatisch unterrepräsentiert sind.

Wir verstehen Vielfalt als Form des journalistischen Faktenchecks. Stereotype Narrative, reduktionistische Vorstellungen, struktureller Rassismus oder beinharter Sexismus können von betroffenen Journalist*innen meist im Handumdrehen dechiffriert werden – wenn man ihnen den Raum gibt. Genau das haben wir für die „Unbias the News“-Anthologie getan: Wir haben Journalist*innen nach ihren Geschichten

gefragt, ihren Erfahrungen, ihren Vorschlägen und Wünschen für einen inklusiveren Journalismus, der so vielfältig ist wie unsere Gesellschaften. Ein herzliches Dankeschön an alle Autor*innen, die kein Blatt vor den Mund nehmen und mit teilweise sehr persönlichen Beiträgen ihre Perspektiven teilen.

Damit wir als in Berlin ansässige Organisation nicht in die Falle unserer eigenen unbewussten Vorurteile tappen, haben wir für die Auswahl der Texte und die redaktionelle Arbeit mit einem zehnköpfigen Hostwriter-Team aus China, Indien, Kamerun, Kolumbien, dem Libanon, Neuseeland, den Philippinen, Polen, Syrien und Uganda zusammengearbeitet. Ohne das große persönliche Engagement aller Beteiligten unter der Leitung von Tina Lee und einer gemeinsamen Lust an der grenzüberschreitenden Diskussion wäre dieses Buch nicht zustande gekommen.

Ein großer Dank geht zudem an David Schraven von „Correctiv“, der das Projekt von Beginn an vorbehaltlos unterstützt und diese Buchproduktion ermöglicht hat. Im Namen des gesamten Hostwriter-Teams wünsche ich Ihnen, liebe Leser*innen, eine erhellende, inspirierende und im besten Sinne vorurteils-befreiende Lektüre von „Unbias the News“!

Tabea Grzeszyk

Journalistin und Geschäftsführerin von Hostwriter





**AUF DIE
SPRACHE
KOMMT ES AN**

Englisch ist eine Weltsprache. Sie bringt uns näher zusammen, über kulturelle und nationale Grenzen hinweg. Oder etwa nicht? **TANYA PAMPALONE** hat da ihre Zweifel, auch wenn es um die Auslandsberichterstattung geht. Ein Erfahrungsbericht aus Südafrika, einem Land mit elf Amtssprachen.

Bei seiner Laudatio auf die oscarnominierte Comic-Verfilmung „Black Panther“ landete Trevor Noah einen Witz, der für allgemeine Heiterkeit im Saal sorgte. Der Moderator der US-Satiresendung „The Daily Show“ erzählte von seinen Erinnerungen an seine Kindheit in Wakanda – dem afrikanischen Fantasieland, in dem der Film spielt. Damals habe er gesehen, wie König T’Challa (Herrscher über das Film-Wakanda) über sein Dorf geflogen sei. Dabei habe er an ein altes Xhosa-Sprichwort denken müssen (die Sprache, die im Film für fiktive Dialekte benutzt wird, gibt es im Unterschied zum Land Wakanda tatsächlich). Trevor Noah zitierte das Sprichwort im Original „abelungu abayazi ukuba ndiyaxoka“ und übersetzte es dann ins Englische: „In Zeiten wie diesen sind wir stärker, wenn wir gemeinsam kämpfen statt gegeneinander.“ Das Publikum war begeistert.

Der Gag richtete sich aber eigentlich an Menschen, die wie Trevor Noah selbst in Südafrika geboren sind und Xhosa – eine von elf südafrikanischen Amtssprachen – beherrschen. Und die müssen sich vor Lachen tatsächlich gebogen haben, als sie die Oscarnacht im Fernsehen verfolgten. Denn mit dem Satz hatte Trevor Noah Hollywood zwar zum Lachen gebracht, es aber eigentlich bloßgestellt. Die korrekte Übersetzung: „Die Weißen können ja nicht ahnen, dass ich sie gerade anlügen.“

Im Namen aller, die eine afrikanische Sprache sprechen, nimmt dieser Witz also ein (meist ausschließlich) englischsprachiges, westzentrisches, „Whitewashing“ betreibendes Milieu aufs Korn, das in Hollywood und in der Welt das Sagen hat. Der Spott trifft genau den Richtigen. Denn schließlich war das Englische selbst nie zimperlich beim Austeil von Demütigungen und Schmerzen. Wie einfallsreich es dabei vorgegangen ist, führt der Journalist Jacob Mikanowski im „Guardian“ unter dem Titel „Moloch, Drangsalierer, Dieb: Wie die englische Sprache die Welt erobert“⁴ lustvoll vor. Der Sündenkatalog umfasst die Beschneidung des Zungen gewebes von Koreaner*innen (um die weiche Aussprache der Konsonanten sicherzustellen) bis hin zur konsument*innenfreundlichen Bastardisierung des europäischen Romans in einer „bis zur Ungenießbarkeit verwässerten, weltweit verständlichen Schrumpfform des Englischen“.

Ich selbst bin die Tochter eines Mannes, der mehrere Sprachen fließend beherrschte, sich aber weigerte, sie seinen Kindern beizubringen: Mein Vater – der Anfang der Fünfzigerjahre aus Nordafrika in die USA kam – ist das Kind italienischer Eltern, die zu Hause mit ihm nur Italienisch sprachen. Französisch war die Unterrichtssprache an seiner Schule, und Arabisch lernte er beim Spielen auf der Straße in Tunis, wo er seine Kindheit verbrachte. Mit uns Kindern wechselte er kein einziges Wort in diesen Sprachen, denn er legte großen Wert darauf, dass wir akzentfreies Englisch sprechen, um nicht als Einwander*innen erkennbar zu sein. Er glaubte, das sei in diesem Land das Beste für uns. Inzwischen habe ich selbst eine Tochter. Sie ist in Johannesburg aufgewachsen und lernt seit sechs Jahren Zulu in der Schule – die in Südafrika vor Xhosa am häufigsten vor kommende Muttersprache. Nur dass sie diese Sprache außerhalb des Unterrichts nie benutzt. Schuld daran ist weder, wie ich gerne glauben möchte, der Trotz, der jeden Teenager überfällt, noch die Tatsache, dass bei uns zu Hause Englisch gesprochen wird. Es liegt einzig und allein daran, dass in unserem Johannesburger Vorort schon auf dem Kinderspielplatz Englisch die Lingua franca ist. Ein befreundeter Journalist, selbst Zulu-Muttersprachler, gestand mir unlängst (es war ihm sichtlich peinlich), wie sehr er es bedauere, dass sein eigenes Kind sich weigere, mit ihm und überhaupt etwas anderes als Englisch zu sprechen. Irgendwann in den letzten 25 Jahren seit dem Ende der Apartheid ist es offenbar unter Schulkindern „uncool“ geworden, eine der vielen afrikanischen Sprachen zu sprechen, jedenfalls in dem Stadtteil von Johannesburg, in dem ich wohne.

Aber ich bin Journalistin und von Berufs wegen gewohnt, mich gründlich und umfassend mit den Themen, über die ich schreibe, zu befassen. Daher bemühe ich mich, über, um über den Tellerrand meines eigenen Wohn- und Arbeitsumfelds hinauszublicken. Allerdings kann auch dabei die Sprache zum Problem werden. Denn die Sprache, in der ich denke und schreibe, zwingt mir ein Weltbild auf – indem sie mir ein Zerrbild der Welt vorspiegelt, die ich darzustellen versuche, sei es in schlichten Nachrichtenmeldungen oder bei der Ausbildung für die Nutzung der Medien.

Die Macht der Sprache

Aus dem von Kai Chan von der „INSEAD Innovation and Policy Initiative“ 2016 erstellten „Power Language Index“⁵ geht hervor, dass weltweit noch etwa 6.000 Sprachen in Gebrauch sind; nur 15 davon versammeln jedoch die Hälfte der Weltbevölkerung auf sich. Um zu ermitteln, wer von diesen Spitzenreitern die größte Sprachgemeinschaft umfasst und am weitesten verbreitet ist, entwickelte Chan eine Vergleichssystematik auf Grundlage von 20 Indikatoren, darunter Landfläche, Bruttoinlandsprodukt, Bildungseinrichtungen, diplomatischer Einfluss und Internetcontent.

Der Vergleich ergab, dass Englisch mit großem Abstand die von den meisten Menschen gesprochene Sprache ist, erst an zweiter Stelle folgt Mandarin, dann Französisch, Spanisch, Arabisch und Russisch. Das Ergebnis ist nicht unmittelbar einleuchtend – die Welt ist schließlich wirklich groß, und wieso kommt China mit seiner riesigen Bevölkerung erst an zweiter Stelle? –, aber der Index berücksichtigt im Unterschied zu den offiziellen Statistiken, dass Englisch sich so gut wie überall auf der Welt als Zweisprache durchgesetzt hat. In Wirtschaft, Technologie, Wissenschaft und Tourismus hat es die Welt erobert – und allzu oft auch die Auslandsberichterstattung.

Das ist im „Global Investigative Journalism Network“ (GIJN), bei dem ich als Chefredakteurin arbeite, nicht anders. Unsere virtuelle Zentrale befindet sich in den USA, unsere Auslandskorrespondent*innen schreiben ihre Texte und Social-Media-Feeds in acht verschiedenen Sprachen. Zusammengerechnet kommen wir im Kollegium auf mindestens zwölf Muttersprachen, aber im täglichen Umgang miteinander greifen wir ausnahmslos auf Englisch zurück.

In einer Untersuchung von 54 Millionen Meldungen und Berichten in 4.708 Nachrichtenorganen aus 67 verschiedenen Ländern fanden die

Wissenschaftler*innen Lei Guo und Chris J. Vargo 2015 heraus, dass die reicheren Länder nicht nur weltweit im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, sondern auch entscheidend dazu beitragen, welches Bild sich die anderen Länder von der Welt machen.⁶

Dass Englisch die Alleinherrschaft angetreten hat, hält mein Kollege Miraj Chowdhury, der aus Bangladesch berichtet, auch ohne wissenschaftliche Studien für zweifelsfrei erwiesen.

In Bangladesch, sagt er, gebe es zehn Zeitungen. „Fünf davon sind richtig gut, zwei davon haben eine Auflage von 500.000, die anderen drei kommen jeweils auf rund 300.000. Und dann gibt es noch den englischsprachigen ‚Daily Star‘ mit einer Auflage von gerade mal 50.000 Exemplaren. Aber weil er auf Englisch erscheint, bestimmt er darüber, wie Bangladesch vom Rest der Welt wahrgenommen wird.“ Dasselbe gilt aber, wie er einräumt, auch umgekehrt. „Wenn wir über etwas berichten wollen, was in Frankreich passiert, holen wir uns die Informationen nicht aus der französischen Presse, sondern aus der englischsprachigen. In Ländern wie Bangladesch bedeutet das: bei „CNN“, der „BBC“ und „Al Jazeera“, in der „Washington Post“, „New York Times“ und im „Guardian“, das sind die Quellen, die bei uns ganz hoch im Kurs stehen. Das sind die Medien, die das Narrativ weltweit bestimmen.“

Lost in Translation

Mag sein, dass die Ausbreitung des Englischen und damit die des westlichen Narrativs unaufhaltsam voranschreitet. Aber in Ländern wie Bangladesch führt dennoch die Mehrheit der Menschen Englisch nicht im Portfolio, wodurch ihnen der Zugang zu allerhand Berufen versperrt ist und ihnen viele andere Ungleichheiten auf dem Weg dorthin beschert.

„Wer kein Englisch spricht, kann auch nicht mit anderen Journalist*innen (außerhalb von Bangladesch) zusammenarbeiten, Technologien nutzen oder Interviews mit Menschen aus dem Ausland führen“, sagt Chowdhury. „Ohne Englisch hat man keinen Zugang zu Wissen, Hilfsmitteln und Informationen wie Reiseführern, die einem die Auslandsreise erleichtern; auch die guten journalistischen Lehrbücher sind fast alle auf Englisch verfasst.“

Die Sache mit dem Englisch-Handicap kommt den russischen Machthabern äußerst gelegen, weiß die Russlandredakteurin von GIJN, Olga Simanovych. „Die amtlichen russischen Staatsmedien können das eige-

ne Volk mit ihrer eigenen Version der Geschichte versorgen", sagt sie – ohne wie China erst eine Firewall zu bauen, auch wenn diese geplant ist.⁷

Die Herrschaft des Englischen führt aber auch dazu, dass eine Geschichte erst dann wirklich Fahrt aufnimmt, wenn sie in der englischsprachigen Presse erscheint. Dass russische Journalist*innen bereits 2013 eine Trollfabrik in Sankt Petersburg entlarvt hatten, als diese noch damit beschäftigt war, die Meinung im eigenen Land zu beeinflussen und noch nicht den amerikanischen Wahlkampf, erfuhr die Welt erst, als ihre amerikanischen Kollegen Ben Nimmo und Aric Toler darüber berichteten.⁸ (Anders gesagt: Was in Russland geschieht, bleibt, vor allem wenn es auf Russisch geschieht, außerhalb des Landes so lange unbemerkt, bis es für Amerika relevant wird.)

Dass Berichte aus Ländern des reichen Nordens nicht die ihnen gebührende Beachtung finden, hat natürlich auch noch andere Gründe als rein sprachliche. Wie Journalistikprofessor Jay Rosen im Zusammenhang mit der Berichterstattung über die Gupta-Brüder in der südafrikanischen „Daily Maverick“ und den Umgang mit den Investigativjournalist*innen von amaBhungane bemerkt, die zur Entlarvung des Korruptionsskandals beigetragen haben, „kann die „New York Times“ recht knauserig mit der Anerkennung umgehen, die sie anderen für deren grundlegende Arbeit schuldet“.⁹ Immerhin wurden die #GuptaLeaks-Reporter*innen im eigenen Land bei den „Sikuvile Journalism Awards“ für ihre Arbeit mit einem der wichtigsten Preise ausgezeichnet; die meisten ihrer einheimischen Kolleg*innen gingen dagegen mit leeren Händen aus.¹⁰

Nach der Preisverleihung im vergangenen Jahr machte Unathi Kondile, der Herausgeber der Xhosa-sprachigen Zeitung „l'solezwe lesiXhosa“, darauf aufmerksam, dass bei den „Sikuviles“ – Xhosa für „wir hören dich“ – keineswegs „gehört“ werde, was die Presse in den Landessprachen zu sagen habe.¹¹

„Für uns ist das Ganze die reine Zeitverschwendung“, so Kondile. „Die Jury kann ohnehin nur Artikel wirklich beurteilen, die auf Englisch oder Afrikaans veröffentlicht wurden. Magazine in einer der anderen Landessprachen sind eigentlich noch nie für einen Preis nominiert worden, jedenfalls nicht in der Kategorie Text. Was sollen wir uns da die Mühe mit der Bewerbung machen?“

Chowdhury, der aus Dhaka berichtet, weiß ziemlich genau, wovon Kondile da spricht. Die meisten Bewerbungsunterlagen für die Teilnahme

an internationalen Journalismuskonferenzen oder für Stipendien müssen auf Englisch eingereicht werden. Das ist auch bei den globalen Konferenzen von GIJN nicht anders, die größtenteils auf Englisch und der Landessprache am Veranstaltungsort abgehalten werden.

„Man liest die Bewerbungen für das Stipendium und ist beeindruckt von dem fantastischen Englisch, das manche schreiben können“, sagt Chowdhury. „Das führt schnell einmal dazu, dass andere durchs Raster fallen, die zwar vielleicht die besseren Journalist*innen sind, sich aber auf Englisch nicht so gut verkaufen können.“

Es ist nicht viel Fantasie vonnöten, um sich vorzustellen, welche Rolle die Beherrschung des Englischen bei einem solchen Auswahlprozess spielt. Wenn Sie darüber zu entscheiden haben, wer das Stipendium – oder den Preis oder die Chancen – bekommt, und die Bewerbungen von Muttersprachler*innen gegen die halten, die von jemandem geschrieben wurde, für den oder die Englisch eine Zweit- oder Fremdsprache ist, was glauben Sie, wie die Sache ausgeht? Jedenfalls wenn Sie sich diese offenkundige Benachteiligung nicht bewusst gemacht haben und nicht in Ihre Entscheidung einfließen lassen.

Englisch ist nicht gleich Englisch

Soweit der grobe Überblick. Aber die Dominanz des Englischen hat für unser Handwerk noch viel kleinteiligere Folgen, die leicht übersehen werden. Wenn wir auf Englisch schreiben, wirkt sich das von vornherein darauf aus, worüber wir berichten, mit wem wir sprechen, wie wir unsere Interviews führen, welche Fragen wir stellen. Und schließlich – den Hinweis verdanke ich Kwanele Sosibo, Senior Editor beim südafrikanischen „Mail & Guardian“ – auch darauf, ob wir genau das sagen, was wir eigentlich sagen wollen. Die Präzision unserer Wortwahl kann leiden, wenn wir als Nichtmuttersprachler*innen einen englischen Text schreiben, der auf Gesprächen beruht, die wir auf Englisch mit anderen Nichtmuttersprachler*innen geführt haben, die uns, auch das kommt vor, manchmal etwas, was eine dritte Person, mit der sie sich in einer weiteren Fremdsprache unterhalten haben, ins Englische übersetzt wiedergeben. Klingt kompliziert? Ist es auch.

„Es wird ja nicht überall ein und dasselbe Englisch gesprochen“, sagt Sosibo. „Und ich finde, das sollte man einem Text auch anmerken dürfen. Auch die Leser*innen haben ja ein Recht darauf, sich an dieser

Vielfalt zu erfreuen. In der mündlichen Kommunikation herrscht doch meist ein buntes Kauderwelsch: Wir wechseln mitten im Satz hin und her oder streuen hier und da ein Wort in unserer eigenen Sprache ein. Von den Journalist*innen erwartet man aber, dass sie eine gehobene Schriftsprache benutzen, sodass bestimmte Ausdrücke oder Eigenarten einfach wegfallen, wenn der Text ins Englische übersetzt wird. Das ist entstellend, vor allem bei wörtlichen Zitaten. Manche Dinge sind einfach unübersetzbare. Man sollte sie trotzdem stehen lassen, dann müssen die englischen Muttersprachler*innen halt auch mal ein Wort nachschlagen und sich dem Standpunkt annähern, von dem aus der Text geschrieben ist.“

Wie gesprochene Sprache zu klingen hat und was Stil ausmacht, habe ich in meinen Zwanzigern in Los Angeles von Greg Critser lernen dürfen, dem damaligen stellvertretenden Chefredakteur des „Buzz Magazine“.

Um mir von ihm abzuschauen, wie man aus einem Text einen richtig guten Text macht, bot ich ihm an, seine Änderungen, die er handschriftlich direkt auf die Faxseiten schrieb, auf denen die Artikel eingetroffen waren, abzutippen. So konnte ich mir genau ansehen, mit welchen Eingriffen es ihm gelungen war, einem Text mehr Schärfe und Tiefe zu verleihen, ohne ihm dabei seine eigene, also eine fremde Stimme aufzuzwängen. „Geh bloß nie zu einer Tageszeitung“, warnte er mich. „Die lassen dich eh nicht schreiben, wie du willst.“

Dann kam die Krise auf dem Zeitschriftenmarkt, und ich war gezwungen, zur dunklen Seite überzulaufen. Allerdings mit dem festen Vorsatz, eine gute Redakteurin zu werden. Eine, die Texten nicht ihre Individualität und ihren Charakter raubt, sondern das Beste aus ihnen heraustrahlt. Dafür höre ich auf ihren Klang, ihren Rhythmus und darauf, was die Autor*innen eigentlich haben sagen wollen und was im Falle von Übersetzungen manchmal nur zwischen den Zeilen zu erahnen ist.

Diese Überlegungen kann sich heute eigentlich niemand von uns mehr ersparen. Denn das Englische ist „kein einheitlicher, monolithischer Block“ mehr, wie der Linguist Edgar W. Schneider in „World Englishes“ schreibt, sondern besteht aus vielen „verwandten, strukturell überlappenden oder auch stark voneinander abweichenden Varianten, das Produkt eines grundlegenden ‚Glokalisierungsprozesses‘, der in unterschiedlichen Kontexten ganz unterschiedliche Resultate hervorbringt“.¹²

Vielleicht waren meine Lehrjahre in Los Angeles mit den vielen unterschiedlichen Stilrichtungen und Stimmen des Englischen also doch keine verlorene Zeit.

Den Mond anheulen

Ich bin mir nicht sicher, ob es einen Weg zurück aus der überwältigenden Dominanz des Englischen gibt. Mikanowski hält es jedenfalls für ein absolut aussichtsloses Unterfangen, sich dem weiteren Vormarsch dieser Sprache in den Weg zu stellen: „Genauso gut könnte man den Mond anheulen.“ Und obwohl mir die Erhaltung der Sprachenvielfalt ausgesprochen wichtig ist, fällt mir kein gutes Argument gegen eine Weltsprache ein, in der wir uns alle unterhalten können. Schließlich ist das immer noch besser, als wenn wir Siri mit ihrem – zumindest im Augenblick noch unerträglichen Google-Translate-Gebrabbel – für uns sprechen lassen.

Was können wir also tun, um einige Probleme abzumildern, die mit der Weltherrschaft des Englischen einhergehen? Wir können die Ohren aufsperren. Mehr zuhören. Aufmerksamer zuhören. Den Blick schärfen. Den Kontext mitbedenken. Immer wieder nachfragen. Respektvoll mit denen umgehen, die eine andere Muttersprache haben. Das Tempo runterfahren. Mehr Zeit im Feld verbringen. Uns immer mal wieder daran erinnern, dass es mehr als ein einziges richtiges Englisch gibt. Doch vor allem sollten wir endlich damit anfangen, unsere eigene Sprache kritisch unter die Lupe zu nehmen. Dass sie zu den vielen unverdienten Privilegien gehört, die uns zugefallen sind, fällt uns dann hoffentlich allmählich auf.



**EIN GROSSE
NAME MACHT
NOCH KEINE
GROSSE
NACHRICHT**

Qualitätsjournalismus wird gefördert. Vor allem, wenn er in renommierten Medien mit großer Reichweite erscheint. Für Freelancer*innen im Lokaljournalismus kann das zur Zwickmühle werden. Der nigerianische Umweltjournalist **KOLAWOLE TALABI** schildert ein moralisches Dilemma.

Mit meiner ersten Reportage landete ich gleich einen ganz großen Coup: Die „Nigerian Tribune“, eine der führenden Tageszeitungen des Landes, wollte sie drucken. Ich hatte damals außer ein paar Texten für ein lokales Internetportal, die in einer Kolumne einer beliebten nigerianischen Tageszeitung zweitverwertet wurden, noch nichts vorzuweisen. Die Vorstellung, dass meine Familie am Wochenende beim Lesen ihrer Lieblingszeitung auf eine Schlagzeile stoßen würde, die ich selbst geschrieben hatte, haute mich um. Aber das war nicht das Einzige, was mich mit Stolz erfüllte. Für die Reportage hatte ich nämlich zuvor ein Stipendium von der „Bill & Melinda Gates Foundation“ erhalten, auch das eine schier überwältigende Premiere. Mit der stolzen Summe von 7.000 Dollar und einem Mentoringprogramm durch ausländische Fachleute unterstützte sie meine Recherche über die Auswirkungen der mangelhaften Wasserversorgung auf die Gesundheit der Bevölkerung in zwei westafrikanischen Städten. Entsprechend legte ich mich ins Zeug, produzierte ungefragt noch Multimediaclips und arbeitete Tag und Nacht, um den Abgabetermin einzuhalten.

Als namenloser Freelancer waren meine Chancen, bei der „Nigerian Tribune“ unterzukommen, eigentlich gleich null. Aber beeindruckt von der enormen Fördersumme, mit der eine renommierte Stiftung ein Greenhorn

wie mich unterstützt hatte, vermittelte ein alter Kontakt von mir – der den Chefredakteur des Blattes kannte – mich an ihn weiter. Alle Versuche, die ich vorher unternommen hatte, um meine Geschichte in einer der vielen Tageszeitungen unterzubringen, waren ins Leere gelaufen. Kein Mensch wollte das Risiko der Zusammenarbeit mit einem blutigen Anfänger eingehen. Ich wusste zwar, dass ich etwas anzubieten hatte. Aber keiner wollte es haben.

Mit Stipendien erhalten Journalist*innen die Möglichkeit, über Themen zu schreiben, die noch relativ unbekannt sind. Wie ich herausfinden durfte, öffnen sie einem auch die Tür in die Redaktion eines Marktführers unter den Zeitungsverlagen. Trotzdem richten sich die meisten Förderprogramme an bereits etablierte Journalist*innen, die Artikel in Zeitungen wie der „New York Times“ oder dem „Economist“ nachweisen können. Dahinter steht der Gedanke, dass sich die Investition in Texte, die von Edelfedern in großen Blättern veröffentlicht werden, mehr lohnt, weil sie ein Massenpublikum erreichen und insofern mehr Wirkung entfalten.

Das stimmt natürlich. Aber es bedeutet auch, dass der Nachwuchs, der von einer Förderung am meisten profitieren könnte, außen vor bleibt, während Journalist*innen, die bereits fest im Sattel sitzen, die Möglichkeit zu noch größerer Prominenz erhalten. Das Förderprinzip bringt darüber hinaus das Problem mit sich, dass es Themen gibt, die für die Veröffentlichung in auflagenstarken Zeitungen mit nationaler Verbreitung nicht geeignet sind, weil sie nur für ein lokales oder regionales Publikum (dort aber in der Tat) von entscheidender Bedeutung sind. Dass bei der Vergabe von Stipendien das „Who is Who“-Prinzip über dem Kriterium steht, welchen Wert eine Reportage für die – und sei es relativ kleine – Öffentlichkeit hat, wirkt sich daher nicht nur nachteilig auf den journalistischen Nachwuchs aus, sondern auch auf die Information der Bevölkerung und die Medienbranche insgesamt.

Die Entscheidung über das Stipendium für meine Wasserreportage wurde dagegen ausschließlich auf der Grundlage der Qualität der Idee und der Begründung für den eingereichten Themenvorschlag getroffen. Ich ging mit einem Exposé meines Vorhabens und einem Link zu einem einzigen bereits veröffentlichten Artikel von mir ins Rennen. Die Fördermittelvergabe war bewusst niedrigschwellig angelegt, um möglichst vielen offenzustehen. Es gab keinen langen Anforderungskatalog von Qualifikationen und Preisen, die man hätte nachweisen müssen und die die Chance auf eine Teilnahme am Programm vermindert hätten.

Aber das ist die Ausnahme von der Regel. Das „Pulitzer Center“ in den USA vergibt Stipendien für die „Förderung einer globalen Perspektive in der Berichterstattung an Medienschaffende aus allen Ländern“. Jährlich erhalten Reporter*innen oder Redaktionen, die meist für amerikanische Mainstream-Medien arbeiten, Förderung in Höhe von insgesamt rund zwei Millionen Dollar. Die Liste der Medienpartner umfasst die ganz großen Namen aus der Branche, etwa „Time“, „National Geographic“ und den „New Yorker“. Im Augenblick läuft das Bewerbungsverfahren für den „Rainforest Journalism Fund“. Wie den Teilnahmebedingungen zu entnehmen ist, müssen die Bewerbungsunterlagen auch einen Vertriebsplan für einen der großen Zeitungsverlage enthalten. Ich zitiere:

*„Die eingereichten Projekte müssen einen glaubwürdigen Plan für die möglichst große Verbreitung der Ergebnisse in den US-amerikanischen und/oder europäischen Nachrichtenmedien enthalten. Die Antragstellenden sollten das Interesse von Redakteur*innen und/oder Produzent*innen, die in auflagenstarken US-amerikanischen und/oder europäischen Nachrichtenmedien arbeiten, nachweisen können. Die Glaubwürdigkeit eines Distributionsplans zeigt sich in der Regel am deutlichsten an der Erfolgsbilanz eines*r Bewerber*in in der Zusammenarbeit mit den im Folgenden aufgeführten Medien.“*

Diese Fixierung auf die großen Namen der Branche, seien das nun individuelle Medienschaffende oder Verlage, deckelt die journalistische Arbeit vor Ort – besonders in Gesellschaften – die sich gerade erst auf den Weg in die Demokratisierung gemacht haben und deren Medienentwicklung noch in den Kinderschuhen steckt. Ob angesichts der sich schnell wandelnden Medienlandschaft von heute die Mainstreammedien wirklich noch die Spitzenreiter sind, mit denen sich die beste Reichweite erzielen lässt, darf bezweifelt werden. Zu dieser Erkenntnis bin ich vor drei Jahren durch zwei miteinander verknüpfte berufliche Erfahrungen gekommen.

Für eine Reportage über Biodiversitätsverlust erhielt ich 2016 ein Stipendium vom „Earth Journalism Network“, vergeben von „Internews“, einer internationalen Non-Profit-Organisation. Ihr selbstbekundetes Ziel lautet, „Menschen auf der ganzen Welt durch vertrauenswürdige, qualitativ hochwertige Nachrichten und Informationen zu stärken, auf deren Grundlage sie fundierte Entscheidungen treffen, soziale Partizipation ausüben und Machthabende zur Verantwortung ziehen können“. Die

Rede von Empowerment und gesellschaftlicher Teilhabe ist kein leeres Wortgeplänkel, denn wie ich im Laufe meines Bewerbungsverfahrens feststellen konnte, geht es der NGO im Gegensatz zum „Pulitzer Center“ tatsächlich um Inklusion. In den Bewerbungsunterlagen war als Referenz eine Redaktion anzugeben, die die Reportage veröffentlichen würde. Die renommierten internationalen Plattformen zeigten kein Interesse, also beschloss ich, mich mit einem kleinen nigerianischen Portal zu begnügen. Kaum hatte ich das Stipendium in der Tasche, versuchte ich es dann noch mal bei den internationalen „big names“.

Es hagelte eine Absage nach der anderen, manchmal mit, manchmal ohne Begründung. Aber da ich mir in den Kopf gesetzt hatte, in die großen Mainstreammedien zu kommen, ließ ich mich davon nicht unterkriegen. Als der Text fertig war, versuchte ich es ein letztes Mal. Ich schickte ihn an einen Redakteur bei dem auf Umweltthemen spezialisierten amerikanischen Onlinemagazin „Mongabay“, der meine Story in einer früheren Fassung abgelehnt hatte. Jetzt nahm er sie an. Gemessen an der Zahl der Kommentare stieß sie auf großes Interesse und Resonanz bei der Leserschaft – bloß, dass kein einziger Kommentar aus Nigeria darunter war.

Mit meiner nächsten Reportage klopfte ich also wie ein reumütiger Sünder wieder bei dem nigerianischen Portal an, dem ich damals den Rücken gekehrt hatte. Es war mir plötzlich nicht mehr so wichtig, meine Reportage bei einem international renommierten Onlineportal unterzubringen und globale Sichtbarkeit zu erlangen. Und obwohl mein Text diesmal ohne die Unterstützung eines medialen Global Players und die damit gewöhnlich verbundene finanzielle und technische Unterstützung auskommen musste, wurde er mit dem ersten Preis für „Best Audience Engagement“ in einem internationalen Journalismuswettbewerb ausgezeichnet, mit dem eine Pressereise durch die führenden Medienunternehmen in den USA verbunden war. Das gab mir die Chance, mich beim Schreiben meines nächsten Stücks ausschließlich auf die relevanten Fragen „wer, warum und wie“ zu konzentrieren, ohne an vertragliche Klauseln gebunden zu sein, die gewöhnlich mit der Fördermittelvergabe internationaler Stiftungen für die lokale Berichterstattung einhergehen, und ohne ständige Einmischung einer ausländischen Redaktion, der es an tieferem Einblick in nigerianische Verhältnisse und die thematischen Details mangelt. Die Erfahrung hat meine Sicht auf das Leben als Freelancer grundlegend verändert.

Natürlich spielen Medienorganisationen wie das „Pulitzer Center“ mit ihren großen Medienpartnern eine bedeutende Rolle. Aber es ist ebenso wichtig, dass die Medienbranche sich stark macht für die Chancengleichheit all jener, denen es an internationalem Einfluss mangelt. Einige Entwicklungen der letzten Zeit deuten darauf hin, dass in dieser Hinsicht auch tatsächlich etwas in Bewegung zu kommen scheint. Das „Pulitzer Center“ hat angekündigt, ab Ende 2019 Stipendien auch an lokale oder regionale Plattformen aus Afrika und Asien zu vergeben. Das mag in der Gesamtbiografie der Organisation nur eine winzige Fußnote sein. Aber dennoch ist es dankenswert, dass sie damit Journalist*innen, die sonst keine Chance auf Sichtbarkeit und Teilnahme am Programm hätten, nun zumindest Chancen auf Förderung einräumt. Das „Pulitzer Center“ signalisiert damit seine Bereitschaft, einen Beitrag zur Herstellung einer inklusiven Medienlandschaft zu leisten, die sich nicht mehr durch Regularien oder geografische Grenzen auseinanderdividieren lässt.





RAUBTIERE IM NEWSROOM

Sexismus ist ein Systemproblem – auch im Journalismus. Die indische Journalistin **ANURADHA SHARMA** fragt sich, wo sie in ihrer Karriere stehen würde, wenn es keine ständige Behinderung und sexuelle Belästigung durch männliche Kollegen gäbe.

Meine Karriere als Journalistin war zum Scheitern verurteilt, weil ich kein Mann bin. Letztes Jahr gestand ich mir diese Wahrheit zum ersten Mal ein, nachdem ich vor über sieben Jahren meine feste Stelle als Journalistin gekündigt hatte und mich notgedrungen auf ein Leben als Freelancerin einließ.

Es erstaunt mich jetzt – oder vielleicht auch nicht –, dass ich das all die Jahre nicht wahrhaben wollte. Ich wollte mich nicht als Opfer sehen; ich war eben eine Spielernatur und liebte das Risiko. Jedes Mal, wenn ich anderen erzählte: „Ich habe mich selbstständig gemacht, weil man da viel mehr Freiheit hat, und interessanter ist es auch“, habe ich ihnen und mir selbst etwas vorgemacht. Eigentlich war ich auf der Flucht. Auf der ständigen Flucht vor rücksichtslosem männlichen Verhalten und dem Patriarchat in den Redaktionen. So hatte ich mir den Job nicht vor gestellt, als ich mit Idealismus und einem Koffer voller Träume losmarschiert war.

Im Jahr 2002 begann ich, als Journalistin in meiner Heimatstadt Shiliguri zu arbeiten. Shiliguri ist eine Handelsstadt im Nordosten Indiens, damals gab es nur zwei Journalistinnen in der Stadt. In Kleinstädten hatten Frauen gerade erst angefangen, in männliche Bastionen vor

zudringen – was sich daran zeigte, dass es in Redaktionen noch keine Damentoiletten gab. Für uns war das kein Ding – schließlich waren wir froh, dass wir, Frauen aus der Kleinstadt mit echten Berufen, die männliche Welt des Journalismus erobert hatten. Ein Kampf für das Recht auf eigene Toiletten oder gar eigene Verantwortlichkeitsbereiche wäre zu riskant gewesen.

Ich kam aus einem liberalen, rein weiblichen Haushalt und lernte nun in den Nachrichtenredaktionen das Patriarchat kennen. Verbrechen, Politik, Sport, meistens auch Wirtschaft – das waren die wichtigen Ressorts, die natürlich Männern vorbehalten waren. Frauen machten die „weiblichen“ Ressorts und schrieben die „soft storys“. Das Patriarchat am Arbeitsplatz sorgte dafür, dass Frauen da blieben, wo sie angeblich hingehörten.

Habe ich mich beschwert? Nein. Hätte eine junge Frau in ihren frühen Zwanzigern den Status quo infrage stellen können? Mein internalisiertes Patriarchat verwies mich „in meine Schranken“. Ohne die Dinge direkt beim Namen zu nennen, habe ich versucht, etwas an der Situation zu ändern. Ich ließ keine Gelegenheit aus, um die „harten Nachrichten“ zu bekommen – in einer kleinen Stadt und einer kleinen Redaktion boten sich solche Chancen, besonders wenn die Männer Urlaub machten. Anerkannt wurde meine Arbeit aber nicht, auch wenn meine Artikel wichtig genug für die Titelseiten waren.

Es ist wohl ein speziell männliches Talent, einer Frau konsequent ihren Platz streitig zu machen. Mein unmittelbarer Vorgesetzter in unserem winzigen Vier-„Mann“-Büro – nennen wir ihn Raubtier 1 –, hielt es für sein gutes Recht, auch seinen Namen unter meine größeren Artikel zu setzen. Warum? „Weil ich auch da war.“ Das stimmt, er war immer da, wo ich hinging – Ausstellungen, Pressegespräche, Konferenzen. Als typisches Raubtier war er mir immer auf der Fährte – mehr dazu später. Wenn ich mich hinsetzte, um einen Artikel über Politik zu schreiben, fing er an herumzuhüpfen: „Die Geschichte mache ich!“

Eines Tages tauchte er nach mir auf der Pressekonferenz eines Lokalpolitikers auf. Als ich später mit dem Artikel anfing, stoppte er mich. „Ich mache die Geschichte. Das ist Politik, und Politik ist mein Ding.“ Etwas später: „Ich bin hier der Chef.“

„Warum hast du mir dann den Auftrag gegeben?“ Ich war wütend. „Weil du Nepali sprichst.“

Er hatte mich reingelegt: Der Politiker sprach Nepali; ich sollte nur zu der Pressekonferenz, weil ich als Einzige im Büro Nepali konnte und mich mein Chef für die Übersetzung brauchte. Er vermittelte mir, dass die Story zu groß für mich war, nachdem ich mehrere Jahre als Journalistin gearbeitet hatte und, bevor er zu uns gekommen war, zur Teamleiterin und Hauptstadtkorrespondentin für Politik aufgestiegen war. Er war ein totaler Außenseiter, der weder die Sprache vor Ort beherrschte noch die leiseste Ahnung von hiesiger Politik hatte; dennoch nahm er für sich in Anspruch, die wichtigen Artikel selbst zu schreiben.

Was ist schlimmer – wenn dir dein Chef bei der Arbeit Steine in den Weg legt, oder wenn er dich stalkt und bei dir zu Hause auftaucht, selbst wenn du nicht da bist?

Raubtier 1 suchte tatsächlich meine Freund*innen und Bekannten heim und fragte sie aus – mit wem ich mich so treffen würde, wer war denn an der Scheidung schuld, wie war das nochmal beim Tod meines Vaters? Wenn ich bei der Arbeit Land unter hatte, fand er, dass es seine Pflicht sei, bei meiner Familie „vorbeizuschauen“.

Ich beschwerte mich bei meinen leitenden Vorgesetzten im 600 Kilometer entfernten Kolkata. Keine Reaktion. Dann machte ich mich aus dem Staub und versuchte, mich an meine Würde zu klammern wie eine Ertrinkende, die sich an einem Strohhalm festhält. Ich kündigte; er blieb auf seinem Posten.

Danach zog ich nach Kolkata und übernahm einen Bürojob bei meinem früheren Chef, für den ich vor Jahren als Praktikantin gearbeitet hatte. Ich hatte zu ihm aufgeschaut, er war mein Mentor, heute würde ich eher sagen: Er war „Raubtier 2“.

Das Besondere an Raubtieren ist, dass sie ihre Beute schon von Weitem riechen. Raubtier 2 war raffiniert. Er war mein „Erlöser“, er „half“ mir mit einem Jobangebot, das mich letztlich nicht nur in finanzieller Hinsicht degradieren sollte, vor dem Untergang. „Das ist eine Rettungsaktion, meine Liebe. Mehr ist beim besten Willen nicht drin“, sagte er, ohne dass ich ihn um irgendetwas gebeten hätte.

Ich habe sein Angebot nicht infrage gestellt, obwohl ich mich übers Ohr gehauen fühlte. Ich hielt den Mund und arbeitete und behandelte Raubtier 2 mit dem schuldigen Respekt. Aber er erwartete eindeutig mehr „Dankbarkeit“. „Wann hattest du das letzte Mal wilden Sex?“, lautete eine SMS aus heiterem Himmel. Als ich einmal in die Arbeit vertieft an einem

Seitenlayout saß, massierte er mir plötzlich den Nacken. Danach achtete ich darauf, alles Private bei Gesprächen mit ihm außen vor zu lassen.

Aber Raubtier 2 war kein Mann, dem frau einen Korb geben durfte. Er rächte sich: Als ich ein begehrtes Stipendium in den USA bekommen hatte, gab er mir keinen Urlaub. Da wurde mir klar, warum einige Kolleginnen über seine krassen Witze lachten oder nichts sagten, wenn er sie mit „lasyamayi“ („sexy“ auf Bengali) ansprach oder ihnen sogar über den Nacken strich.

Eine Kollegin, die im Büro immer weite Sportkleidung trug, erzählte mir Jahre später, dass sie sich vor ihm verstecken wollte. „Ich wollte einfach unsichtbar sein.“ Die von Bösartigkeit begleitete Widerlichkeit von Raubtier 2 verbreitete sich im Büro auf verschiedenen Ebenen und vergiftete die Atmosphäre. Alle misstrauten sich gegenseitig. Meine Arbeit litt, mein Seelenfrieden war dahin.

Nach knapp drei Jahren kündigte ich. Diesmal ohne einen Job in der Tasche. Nachdem ich vom Regen in die Traufe gekommen war, stürzte ich mich in die Freiberuflichkeit.

Als ich eines Abends – noch unter der Feudalherrschaft von Raubtier 2 – an der Überarbeitung eines politischen Artikels saß, rief mich jemand an und fragte nach „Marienkäfer“. Danach ein weiterer Anruf und noch einer. Die Anrufe hörten nicht auf, besonders nachts hatten viele das dringende Bedürfnis, mit „Marienkäfer“ zu sprechen. Erst als mich jemand „Wie viel nimmst du?“ fragte, wurde mir klar, dass es um Sex ging und mich die Anrufer für eine Sexarbeiterin hielten.

Irgendjemand hatte überall in der Öffentlichkeit meine Telefonnummer hingekritzelt, und daneben „Marienkäfer“ geschrieben – an die Wände von Toiletten (am häufigsten), Bahnsteigen und Abrisshäusern. Ich begann, die Anrufe zurückzuverfolgen, und alles deutete auf Raubtier 1 hin: Der erste Anrufer war aus Shiliguri, er hatte meine Nummer von der Toilettenwand eines Restaurants in der Nähe meines früheren Büros. Es gab Anrufe aus Delhi, als sich Raubtier 1 Kolleg*innentratsch zu folge dort aufhielt. Irgendwann konfrontierte mein Schwager Raubtier 1 mit meinem Verdacht. Mein Ex-Chef gab kommentarlos zu, dass er für die Schmierereien verantwortlich war. Das war sein „Racheporno“ – keine Ahnung, wofür – mit einer Armee sexhungriger Männer, die mich bedrängten. Er hatte die sexuelle Belästigung outgesourct.

Ich änderte meine Telefonnummer und nahm hin, dass ich dadurch meine beruflichen Kontakte zu Quellen verlor. Erst vor Kurzem habe ich

meine alte Nummer reaktiviert. Zehn Jahre müssten eigentlich reichen, um so eine Sache durchzustehen, aber hin und wieder bekomme ich immer noch „Marienkäfer“-Anrufe.

Dann passierte im Oktober 2018 etwas Wunderbares in der indischen Medienwelt. Die Frauen fingen an zu reden. Kurz nachdem Bollywood-Schauspielerin Tanushree Dutta öffentlich gemacht hatte, dass sie von der Schauspielerlegende Nana Patekar sexuell belästigt worden war, beschrieb die Journalistin Sandhya Menon auf Twitter, welche Qualen sie wegen ihrer männlichen Kollegen durchlitten hatte. Der Damm war gebrochen. Scharenweise berichteten Medienfrauen nun in der Öffentlichkeit von ihren schrecklichen und schmerzlichen Erlebnissen. Indien hatte jetzt einen eigenen #MeToo-Sturm.

Vor den Augen eines Post-Weinstein'schen Publikums wurden nun, einer nach dem anderen, Topnamen in der Branche und angesehene Redakteure öffentlich bloßgestellt. An erster Stelle stand M. J. Akbar, der legende Redakteur, der in der Vergangenheit an der Gründung zweier großer indischer Zeitungen mitgewirkt hatte und zum Staatsminister im Außenministerium aufgestiegen war. Nun berichteten Frauen von seinen schrecklichen Taten – Machtmissbrauch, Belästigung, Vergewaltigung. Er musste von seinem Amt zurücktreten. Auch Raubtier 1 wurde genannt und mit seinem herabwürdigenden Spruch, den er in der Redaktion gerne anbrachte, zitiert: „Wenn ich einen Fehler finde, ziehe ich dir dein Höschen herunter!“

Die #MeToo-Bewegung habe ich lange Zeit nicht beachtet. Als Ehefrau und Mutter zweier Kinder, die gleichzeitig versuchte, ihren Beruf als Journalistin nicht aufzugeben, hatte ich genug zu tun. Ich brauchte lange, um die neuen Entwicklungen zu verarbeiten. Als ich mich mit anderen aus unserem „Network of Women in Media, India“ (NWMI) auf WhatsApp unterhielt, hatte ich wohl gerade einen schwachen Moment, und da erwischte es mich mit voller Wucht. Die Wahrheit sprang mich an, Erinnerungen strömten auf mich ein und meine ganze Selbstsicherheit zerplatzte in tausend Stücke.

Als ich 2011 kündigte – nachdem ich ein Jahrzehnt gut und gerne als Reporterin und fleißige Lektorin gearbeitet hatte – war ich eine Frau, die versuchte, ihre Würde zu bewahren, und nicht die neue Freelancerin auf Adrenalin. Ich konnte vor dieser Tatsache nicht länger weglauen.

Die ganze Zeit über hatte ich es verdrängt. Ich habe mich nicht als Opfer gesehen, als ich meine beiden Jobs kündigte. Ich war eine Angeberin,

die die Lust auf Freiheit, Abenteuer und Selbstbestimmung vor sich hertrug und die Haltung, dass ich mir vom Verhaltenskodex, der für „normale“ Menschen galt, nichts vorschreiben lassen musste. Ich wollte nicht, dass die Raubtiere, meine Raubtiere, dachten, dass sie gewonnen hätten und ich mich von ihnen unterkriegen lasse. Und ich wollte der Welt auch beweisen, dass ich großartige Sachen mache. Bei mir war alles okay.

#MeToo hielt mir den Spiegel vor, und zum ersten Mal sah ich mich als Opfer. Zum ersten Mal dachte ich über den Menschen nach, der ich hätte sein oder werden können, wenn da nicht diese Belästigungen gewesen wären.

Zum ersten Mal dachte ich an die Karriere, die ich gemacht hätte, wenn ich ein Mann wäre.



